

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg.; bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Montag bis 7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Staatsanwaltschaft glaubt in den verhafteten **Prütern Koppius** die Mörder der Friedrichschen Eheleute gefast zu haben.

Die gestrige Mitgliederversammlung des 13. Reichstagswahlkreises beschloß eine Resolution gegen die badischen Budgetbewilliger.

In Württemberg wurde der Landtagswahlkreis **Welsheim** von der Sozialdemokratie erobert.

Das englische Unterhaus behandelte gestern die **Annexion Koreas**.

Die türkische Regierung beschloß, ein Kriegsschiff nach **Samos** zu senden.

Großblockperspektiven.

Leipzig, 29. Juli.

Die badische Parteipresse hat den Streit, der sich aus Anlaß des revisionistischen Vorstoßes der sozialdemokratischen Staatsmänner ihres Heimatlandes in der Gesamtpartei erhoben hat, auf eine sehr einfache Formel gebracht: sie beschuldigt die bösen „Preußen“, denen die Disziplin in der Partei und der unverfälschte Klassenkampfcharakter der Arbeiterbewegung höher steht, als die Großblockphantasien einiger Erfolgspolitiker, der völligen Unkenntnis badischer Verhältnisse und der Voreingenommenheit gegen alles, was nicht dem preussischen Nährboden entsprossen ist. Einzig und allein an diesem Umstande liegt es, daß die Genossen im Reich so wenig Verständnis für die Genialität der im Landtage des liberalen Musterlandes geübten parlamentarischen Praxis befanden. Würde die norddeutsche Presse ihren Lesern die politischen Verhältnisse Badens richtig auseinandersetzen, so würde der Hofgang der Pfeiffe und Geiß und der Disziplinbruch der Fraktionsmehrheit nicht nur gebilligt werden, sondern die glorreiche Großblockpolitik sofort und unbedenken auch in den übrigen Bundesstaaten und vor allem im Reich zur Anwendung gelangen. So verkünden die Kolb und Genossen jetzt Landauf und Landab ihren badischen Genossen und schaffen so die geistigen Voraussetzungen, auf denen dann die schönsten Vertrauensresolutionen erblühen. In dieser partikularen, parteizersetzenden Arbeit stört es sie wenig, daß gerade die führenden badischen Parteiblätter das Menschenmöglichste geleistet haben, um ihre Leser über die von fast der gesamten übrigen Parteipresse gegen die badische Ex-tatour geltend gemachten Gründe im unklaren zu lassen, noch lassen sie sich dadurch beirren, daß

die Genossen selbst da sich ausnahmslos gegen den Disziplinbruch erklärt haben, wo die örtlichen Parteiorgane ihren badischen Freunden beigeprungen waren. Ein bezeichnendes Beispiel, wie in dieser Stimmungsmache verfahren wird, ist, daß zurzeit durch die gesamte revisionistische Parteipresse, mit Einschluß natürlich der badischen, ein entsprechend kommentierter Artikel der Wiener Arbeiterzeitung die Kunde macht, der unter ausdrücklicher Mißbilligung des Disziplinbruchs die Gründe, die zu der Budgetbewilligung geführt haben, aus den politischen Verhältnissen Badens zu erklären sucht. Die drei scharf polemisch gehaltenen Artikel aber, die vorher schon in unserm Wiener Bruderblatt erschienen waren, sucht man in denselben Blättern vergebens. Ja, wenn die Stimmungsmache in der — norddeutschen Parteipresse nicht wäre!

Ueber eine gleiche Böswilligkeit, wie sie die bösen „Preußen“ an den Tag legen, können sich die badischen Großblockaktive von seiten ihrer Freunde in den sogenannten Sozialistischen Monatsheften nicht beklagen. Nachdem schon vor 14 Tagen, also ungefähr zur gleichen Zeit, wo die Badenser die praktische Probe auf die Großblocktheorie machten, die Genossen Maurenbrecher und Quessel der Partei den Weg vorzeichnen versucht hatten, den sie bei den bevorstehenden Reichstagswahlen zu gehen hat, um eine „positive Arbeitsmehrheit“ zu schaffen, springt in dem neuesten Heft ihr Herausgeber, der Genosse Dr. Bloch selbst, den Badenfern zu Hilfe. Aber merkwürdig, während die Offenbarungen der Quessel und Maurenbrecher von der gesamten liberalen Presse mit Jubelshymnen begrüßt wurden, schweigt dieselbe Presse jetzt betreten still und nur ein paar konservative Blätter üben ihren Blick auf den Blochschen Stillübungen. Und dieses Schweigen hat seinen guten Grund! Eine so kostbare Fundgrube die roten Hefte sonst für die bürgerliche Presse bilden — es hat sich zu ihrer Ausschachtung ein regelrechter journalistischer Betrieb aufgetan —, diesmal ist es selbst dem Berliner Tageblatt und dem übrigen liberalen Pressekorps vor seinen revisionistischen Freunden unheimlich gemutet. In so wunderbarer Entfaltung hat sich der Revisionismus noch nie dem staunenden bürgerlichen Publikum gezeigt, weshalb man es den liberalen Mauserungspekulanten denn auch nicht weiter übernehmen kann, wenn ihnen angeht, daß vor ihren Augen sich auftuenden Perspektiven die Sprache für einige Zeit wegbreitet.

Dem Dr. Bloch gebührt das Verdienst, daß er gerade zur rechten Zeit die Konsequenzen der revisionistischen Taktik mit einer Schärfe gezeichnet hat, die selbst bei seinen intimsten Freunden überrascht haben dürfte. Herr Bloch hat nämlich entdeckt, das leider an der parlamentarischen Ungeheuerlichkeit der wesentlich in Betracht kommenden Faktoren gescheiterte Blodexperiment des Fürsten Bülow habe „in allen politischen Kreisen, selbst in denen, die es nicht wahr haben wollen, das Verlangen nach einer allmählichen Annäherung an die parlamentarische Re-

gierungsmethode hinterlassen, wenn auch auf Grund ganz anderer Parteikonstellationen“. Der ungeliebte neue Leiter der Regierung glaubte anfangs in Verfehlung der neuen Tendenz die alte Praxis wieder handhaben zu können, nach der die Regierung ohne Einvernehmen mit den Parteien ihre Vorlagen macht und sie dann dem Parlament zur Annahme unterbreitet. Diese alte Praxis mißlang aber bei der preussischen Wahlreform so gründlich, daß sich Herr Bethmann schleunigst entschloß, mit ihr zu brechen und durch einen umfangreichen Ministerwechsel — dessen tieferer Sinn „in der deutschen, rein journalistischen, politischen unerschrockenen Presse“ leider nicht erfasst wurde — eine wirklich einheitliche parlamentarische Regierung zu schaffen. Vielleicht wird dies allerdings der Kanzler selbst „nicht wahr haben wollen“, aber Herr Dr. Bloch weiß es besser und so verkündet er die Forderung, daß der Einheitlichkeit der Regierung auch eine Uebereinstimmung zwischen Regierung und Parlamentsmehrheit entsprechen müsse. Was aber ist unter so günstigen Umständen logischer, als daß die Parteien der Linken die gegebenen „psychologischen Voraussetzungen, die einer Verschlebung des Regierungsschwerpunkts von der rechten auf die linke Seite an sich förderlich wären“, auch wirklich ausnützen? Sie brauchten ja nur zuzugreifen, um das Regierungsschwerpunkt in ihre Hände zu bekommen, also frisch drauf los:

Um die Gunst der Lage wirklich ausnützen zu können, sind aber vor allem zwei Dinge nötig. Einmal: Man darf nicht wieder durch die Betonung einer verkehrten Wirtschaftspolitik die Irrealität der eigenen Auffassung beweisen. Die neue Koalition, die sich bilden könnte, darf keine antiagrarische Spitze haben, muß vielmehr die produktiven Kräfte von Stadt und Land zu umfassen suchen. Der Fehler des Liberalismus alten Stils, die Förderung der landwirtschaftlichen Interessen als reaktionär zu bekämpfen — ein Fehler, der die Bauern zum politischen Konservatismus gebracht, daher nur diesen gestärkt hat — muß endgültig aufgegeben werden. Die rein ideologisch-demokratische Formel kann nie die Tragfähigkeit haben, die zu einer wirklichen Neugestaltung notwendig ist; das formal politische hat nur dann Wert, wenn es der Ausdruck der sozialen Realitäten ist, also auf der Abwägung der ökonomischen Interessen der einzelnen produktiven Schichten beruht. Die Macht des Zentrums liegt in dieser Hinsicht. Eine Politik gegen die Landwirtschaft ist in Deutschland nicht nur ökonomisch verfehlt, sondern im eigentlichen Sinne ausschließend; man muß eine industrialistische und agrarische Politik treiben.

Also Brot- und Fleischwucher sei die Lösung! Die Sozialdemokratie muß nur den Mut haben, sich von der „rein ideologisch-demokratischen Formel“ der Vertretung der Arbeiterinteressen, die den Kampf für niedrige Lebensmittelpreise als selbstverständliche Voraussetzung fordert, loszulösen und sich entschließen, den „sozialen Realitäten“ der agrarischen Wucherpolitik Rechnung zu tragen, dann fällt ihr die Regierungsherrschaft mühelos als reife Frucht in den Schoß und die Ueberführung Deutschlands aus einem bürokratischen Feudalstaat in einen verfassungsmäßigen, parlamentarisch geleiteten, liberal und

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Nachdruck verboten.

Zehntes Kapitel.

Die Mutter Raffener hatte alle Hände voll zu tun. Den ganzen Tag über schon hatte sie gearbeitet, geschuert und gepugt und war in der Küche tätig gewesen. Sie hätte gar nie geglaubt, daß man so viel Arbeit an einem einzigen Tag fertig bringen könne.

In der Küche hatte ihr allerdings die Frau Pfaffstaller ausgeholfen. Das hätte sie unmöglich alles allein vollenden können. Auch fühlte sie sich nicht ganz sicher in der Kochkunst. Es kam bei der ehemaligen Kellnerin vom „Bären“ nur zu häufig vor, daß eine Speise zu wenig oder zu viel gesalzen oder gar angebrannt auf den Tisch gebracht wurde.

Im Gegensatz zu der Raffenerin rühmte man der Frau Pfaffstaller in ganz Brigen nach, daß sie eine ausgezeichnete Köchin sei. Sie mußte daher oft in diesem oder jenem Haus bei irgendeiner festlichen Gelegenheit ausheifen. So auch heute bei der Familie Raffener.

Heute abend sollte ja die Verlobung der Lina mit dem jungen Senn gefeiert werden. Der alte Senn hatte auch sein Erscheinen zugesagt und ebenso der hochwürdige Herr Tobias Wieser.

Die Raffenerin war schon den ganzen Tag hindurch außer sich vor Aufregung. Sie empfand es als eine unbeschreibliche Ehre, daß Michael Senn ihre Einladung angenommen hatte. Ganz demütig und zaghaft hatte sie ihn vor einigen Tagen zur Verlobung gebeten. Michael Senn war wie immer in seinem Geschäft gewesen, hatte die gestrichelte Hausmütze getragen und sein finsternes Gesicht ge-

macht. Ruhig, ohne aufzusehen, hatte er die Frau Raffener angehört und dann kurz mit dem Kopf genickt. „Ja. Ich komm' schon!“ sagte er fast barsch. Der Raffenerin klang es beinahe wie eine Ablehnung. Demütig dankend für die große Auszeichnung war sie dann wieder fortgegangen.

Nun hatte sie den ganzen Tag „geschminkt“, um die beiden Stuben, welche die Familie Raffener bewohnte, so vornehm als möglich herauszuschmücken. Da sah sie bald ein, wie unentbehrlich ihr die Frau Pfaffstaller war. Nicht nur, daß sich diese der Küche mit allem Eifer annahm. Sie war der Raffenerin auch mit Rat und Tat beigegeben, die wenigen Möbel, die Raffeners besaßen, geschmackvoller zu arrangieren.

Die Lina mußte in ihrem Koffer kramen und in aller Eile aus weißen Schürzchen Vorhänge für die niederen Fenster der Wohnstube herstellen. Denn die Pfaffstallerin hatte mit Bestimmtheit erklärt, es sei ganz und gar unmöglich, daß die alten roten Vorhänge, die bisher in Verwendung standen, an ihrem Plage blieben. Das verleihe dem Zimmer ein armläßiges, bauernmäßiges Aussehen. Weiße Vorhänge hingegen machten ein Zimmer licht und freundlich und würden auch in den feinsten Häusern benötigt.

So machte sich Lina in ihrer kleinen Kammer an die Arbeit und summt dabei leise und fröhlich vor sich hin. Als sie mit den Vorhängen fertig war, brachte sie dieselben an den zwei Fenstern der Wohnstube an. Die Pfaffstallerin half ihr dabei.

Die Frau Pfaffstaller hatte wirklich recht gehabt. Das Zimmer sah mit den weißen Gardinen noch einmal so nett und wohnlich aus. Der Frau Raffener kam es jetzt ganz nobel vor. Die Lina verzog wohl spöttisch den Mund und ging dann achselzuckend zur Tür hinaus. Aber die war eben in seinen Häusern gewesen. Da konnte ihr so was nicht mehr imponieren.

Die Raffenerin war schließlich selber erstaunt, wie nett sie nun alles beisammen hatte. Im Wohnzimmer war der große, runde Tisch in der Ecke gedeckt. Blühblaues

Tischzeug mit geschliffenen Gläsern, schönem, weiß und blau bemaltem Eßgeschirr und ganz neuen Bestecken. Das hatte aber auch Mühe gekostet, alles herbeizuschaffen. Die Raffenerin selbst besah natürlich gar nichts. Aber sie hatte sich zu helfen gewußt.

In aller Frühe war sie zur Monika Gamperle in die Stadtgasse hinaufgelaufen und hatte dieser ihr Leid geklagt. Die Gamperle wußte Rat. Die Schusterin sollte herhalten. Die war mit Gläsern und Tischzeug gut versorgt.

„Das wär' nit aus,“ meinte die Monika, „wenn da eins dem andern nimmer ausheifen tät! Ich renn' gleich ab zur Schusterin und red' mit ihr! Sie bleiben mir derweil im Laden!“ sagte sie. Dann setzte sie ihre schwerfällige Figur so rasch als möglich in Bewegung und rannte fast im Laufschrift die Laubengasse hinunter, bis an die Ecke, wo die Gögel wohnte. Es dauerte auch gar nicht lange, bis sie leuchtend und nach Atem ringend wieder im Laden erschien und berichtete, die Raffenerin solle eines von den Kindern zu ihr schicken. Dem würde sie schon alles mitgeben, was gebraucht würde.

Nun war es schon ganz dunkel geworden. Die Frau Raffener wurde von Minute zu Minute aufgeregter. Sie schimpfte und schrie in allen Tonarten mit den Kindern, die verschüchtert und geduckt in den Winkeln herumstanden.

„Schaut's, daß's in die Betten einkemmt's, es Nase-fingern is!“ schrie sie. „Daß i koans mehr sech von ent! In fünf Minuten müaht's unter der Decken sein!“ befahl sie und lehrte eifrig und mit erhöhtem Gesichte wohl zum zehntenmal an diesem Abend die Stub'n aus. Sie war dabei ganz dunkelrot vor Anstrengung.

„Muatter, kriag'n wir nit z'essen?“ fragte das Mariele schüchtern.

„Na! In die Bett'n sag' i!“ schrie das Weib.

„Wir hab'n so an Hunger!“ heulte der Aderle laut. Der Seppel und der Hansl und das Annele stimmten mit dem Aufwand ihrer ganzen Stimmen in das Ge-